Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 228. Bromberg, den 24. Dezember 1925.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

Copyrigth bei Gyldendal'schem Verlag, Berlin.

(2. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Dietrich Overweg hielt seine Zeitung in der Hand. „Machen Sie es, wie Sie es immer gemacht haben. Aber hier! Lesen Sie einmal! Was meinen Sie dazu?"

Thomas überflog die Anzeige, auf die der Finger des Chefs hinwies. Er verstand sofort. „Da müssen Sie natürlich mit. Das ist etwas für Sie. Da müssen Sie unbedingt mit."

„Ja, aber Ihr Urlaub? Beide zugleich können wir nicht fort. Herr Färber kann nicht allein bleiben. Es wird nicht gehen."

Thomas warf sich in die Brust. „Selbstverständlich fahre ich dann nicht."

Dietrich Overweg strich sich überrascht durch den eisgrauen Schnurrbart. Soviel Altruismus hatte er Herrn Thomas nicht zugetraut. „Sie wollen auf Ihren Urlaub verzichten? Das ist sehr nett von Ihnen."

Thomas machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. „Was ist groß dabei. Das ist doch selbstverständlich. Sie haben die Erholung nötiger."

Overweg gab ihm die Hand. „Das ist sehr nett von Ihnen. Ja, dann wird es wohl gehen. Wenn ich zurückkomme, kann Herr Färber auf Urlaub gehen. Das heißt, wenn er nicht auch verzichtet." Färber schaute auf den Boden und gab seine Antwort. Thomas beeilte sich, einen kleinen Irrtum zu berichtigen. „Ganz verzichten würde ich natürlich auch nicht. Ich würde später fahren. Im Herbst zu meinem Bruder aufs Gut. Wenn die Jagd eröffnet wird, ist es da sehr schön. Oder im Winter nach Partenkirchen zum Rodeln. Ich werde schon irgendetwas finden. Das ist nicht so wichtig. Die Hauptsache bleibt, daß Sie jetzt fahren."

Er sprach aus Überzeugung. Die Hauptsache war, daß der Chef wegfuhr. Zwar genierte er nicht mehr, nachdem er erzogen worden war. Aber gar kein Chef ist immer noch besser. Man konnte sich manche Erleichterung verschaffen, wenn er weg war. Man konnte die Apotheke am Morgen später öffnen und als Ersatz dafür am Abend früher schließen. Man konnte in der Rezeptur seine Zigarre rauchen, konnte aus Spiritus, Sirup und Pomeranzentinktur einen Schnaps mischen und ihn im Eisschrank kühl halten. Man konnte tausend Dinge tun, die in der Anwesenheit auch des besten Chefs sich von selbst verboten. Nein, fahren mußte er! Unbedingt mußte er fahren, auch wenn sein eigener Urlaub dadurch verlegt wurde. Die Zeit, in der der Chef nicht da war, war auch Urlaub.

„Ich werde es mir überlegen. Jedenfalls danke ich Ihnen für die Bereitwilligkeit, tauschen zu wollen. Aber Sie haben Recht. Ein Winter in Partenkirchen ist auch sehr hübsch. Es liegt in der Nähe von München. Ich bin früher, als ich noch Deutschland bereiste, auch in München gewesen. Man fährt über Halle, Saalfeld, Nürnberg. Eine ganz interessante Strecke. Ich will Sie Ihnen einmal auf meinem Globus zeigen. Man kann sie deutlich erkennen."

Die Tür zur Straße öffnete sich. Herr Färber legte den Trichter, in den er eben das Filter stecken wollte, weg und trat an den Handverkaufstisch, vor dem zwei Damen standen. Er wandte sich an die jüngere, sie mit einem schnellen, sachkundigen Blick abschätzend: dreißig Jahre alt, Sommersprossen, verkaffert angezogen.

„Womit kann ich dienen?"

Die verkaffert angezogene Dame kicherte.

„Wir gehören zusammen", nahm die Ältere das Wort.

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Wir möchten den Herrn Prinzipal sprechen."

Dietrich Overweg hörte es und griff nach seiner Kravatte, strich sich mit der Rechten das Haar aus der Stirn, mit der Linken den Schnurrbart in die Höhe. Ein Prinzipal muß würdig auftreten. Leider hatte er den goldenen Kneifer drin im Kontor auf dem Schreibtisch liegen lassen.

„Die Damen belieben mich selbst sprechen zu wollen. Was belieben die Damen zu wünschen?"

Herr Färber war diskret zurückgetreten. Herr Thomas stieß ihn in die Seite. Sah der Alte nicht aus wie ein Storch? Wie er da vorn herumstelzte mit seinen langen Beinen? Und diese geschraubte Redeweise! Auf seinem Dorf mochte so etwas Mode sein.

Die ältere Dame breitete beide Arme aus.

„Dietrich, alter lieber Dietrich! Kennst Du mich nicht mehr? Ich bin doch die Tante Therese."

Overweg trat einen Schritt zurück. Tante Therese? Tante Therese? Er hatte niemals eine Tante Therese gekannt. Er besaß überhaupt keine Verwandten.

„Pardon! Ich verstehe nicht. Die Damen belieben sich gewissermaßen zu irren. Ich weiß nicht, wie Sie das meinen. Vielleicht belieben die Damen zu erklären — —"

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Gräßliche Gedanken durchzuckten ihn. Hochstaplerinnen! Tollhäuslerinnen!!!

Herr Thomas und Herr Färber machten hinter ihren Flaschen lange Hälse. Man bekommt nicht jeden Tag eine Tante geschenkt. Und noch dazu eine solche! Die Alte war genau so angezogen wie die Jüngere, obgleich sie ihre Mutter sein konnte. Anscheinend hatten sie sich in einem Reisemagazin fix und fertig eingekleidet und sie hatten die nämlichen Sachen genommen, weil es billiger war. Sie trugen großkarrierte braune Reisekleider, Lodenhüte mit grünen Reiseschleiern, gelbbraune, riesige Ledertaschen an einem Riemen über der Schulter und lange, wildlederne Handschuhe von einer undefinierbaren Farbe. Sie waren bis auf die kleinsten Details in ihrer Kleidung so völlig gleich, daß man sie hätte für Schwestern halten können, wenn der große Altersunterschied nicht gewesen wäre, den die übereinstimmende Kleidung noch hervorhob.

Herr Thomas lächelte. Quod licet Jovi, non licet bovi.

Overweg sah dieses Lächeln und fühlte, daß er die Situation retten mußte. Das war seine Pflicht als Chef. Aber was sollte er tun?

Doch ihm blieb nicht Zeit, alle Gedanken zu verarbeiten, die auf ihn eindrangen. Schon eilte die alte Dame um den Verkaufstisch herum auf ihn zu und versuchte, ihn zu umarmen, ein Versuch, der bei dem Größenmißverhältnis von vornherein als aussichtslos gelten mußte.

„Dietrich, lieber alter Dietrich! Kennst du mich wirklich nicht mehr? Ich bin doch deine Patin, bin die alte Tante Therese aus Zwickau und das hier ist mein Minchen! Ja, habe ich mich denn so verändert? Ich habe dich sofort wiedererkannt."

Overweg war entschlossen, sein tantenloses Dasein bis zum äußersten zu verteidigen. Aber dieser Kampf sollte nicht in der Öffentlichkeit stattfinden und Herr Thomas brauchte nicht dabei zu lachen.

„Belieben die Damen in mein Privatkontor einzutreten.

Belieben Sie mir hier zu sagen, womit ich Ihnen dienen kann. Alles beliebt sich dann aufzuklären, alles. Es ist gewissermaßen ein Mißverständnis, unzweifelhaft ein Mißverständnis."

Frau Therese Enkelmann geborene Overweg aus Zwickau war eine seelengute Frau, ein Lamm, wenn man sie nicht kränkte. Aber wenn man sie beleidigte, wurde sie zu einer Löwin. Und sie war immer beleidigt.

„Mißverständnis!" hatte er gesagt. Mißverständnis! Er hätte keine Tante!

Einen Augenblick lang war sie sprachlos, richtig sprachlos. Ihr geschah ganz recht. Wenn sie extra von Zwickau nach Berlin fuhr, um diesen Neffen zu besuchen, den einzigen, den sie hatte, dann geschah ihr ganz recht. Man soll sich niemandem aufdrängen, auch mit seiner Liebe nicht.

Frau Oberpostsekretär Enkelmann besaß ein sehr praktisches Gedächtnis. Es bewahrte, was es bewahren sollte und vergaß alles andere schnell und gründlich. Daß sie gestern noch verzweifelt im Missionshaus gesessen und die ganze übereilte dumme Reise verwünscht hatte, weil sie in dem großen Berlin keinen Menschen kannte, bis Minchen auf den gescheiten Gedanken gekommen war, sie müßten einmal im Adreßbuch nachsehen, ob hier eine Familie Enkelmann oder Overweg wohnte, daß sie auf diese Weise die Adresse des Herrn Dietrich Overweg gefunden und daß ihr Gedächtnis ihr dann sofort verraten hatte, dieser Dietrich müsse ein Sohn vom Friedrich Overweg aus Aalen sein, weil der auch Dietrich geheißen hatte und einmal Apotheker hatte werden wollen, daß sie dann gestern den ganzen Tag herumgelaufen waren, um einzukaufen und sich dem Herrn Vetter recht elegant zu präsentieren, — — das alles hatte sie längst vergessen. Sie hatte sich in die Tantengefühle schon so hineingelebt, daß sie daran glaubte: nur um den lieben Dietrich wieder zu sehen, war sie nach Berlin gefahren. Und das war nun sein Dank!

Sie trat zwei Schritt zurück und reckte sich. Blitzte ihn von oben herab verachtend an. Zwar war sie gut drei Köpfe kleiner als er. Aber eine gekränkte Frau überwindet jedes Hindernis.

„So? Keine Verwandtschaft. Mißverständnis! Nun, dann entschuldigen Sie nur! Wenn Sie uns nicht kennen wollen, ist es auch gut. Wir haben gottlob niemanden nötig. Aber wenn der Herr Apotheker einmal an seinen Vater nach Aalen schreibt, an den Herrn Hauptlehrer Friedrich Overweg, dann kann der Herr Apotheker von mir grüßen. Denn ich bin des Vaters Base Therese, auch wenn der Sohn nichts von mir wissen will. Komm, Minchen!"

Sie wandte sich zur Tür in einer unnachahmlichen Haltung. Sie war nur vierzig Zoll hoch, aber jeder Zoll war Würde, verletzte Würde.

Dietrich Overweg fühlte sein Unrecht. Wohl verstand er noch immer nicht, was er mit dieser plötzlich vom Himmel geschneiten Tante anfangen, weshalb er an seinen Vater schreiben sollte, der schon seit mehr als zwanzig Jahren sich an einem Ort aufhielt, dessen Bewohner für menschliche Angelegenheit kein Interesse mehr haben. Aber was die wunderliche alte Dame sonst gesagt hatte, war richtig gewesen. Er war wirklich aus Aalen am Kocher, wo der Dichter Schubert geboren war und wo noch heute die beste Pechglanzwichse der Welt fabriziert wird. Auch hatte sein Vater Friedrich geheißen. Dr. Friedrich Overweg, und er war Oberlehrer an der Lateinschule gewesen. Nein, eine Schwindlerin war sie nicht und verrückt war sie auch nicht, obgleich sie von ihm verlangte, daß er an seinen toten Vater einen Brief schreiben sollte.

Er eilte ihr zur Tür nach.

„Bitte, belieben Sie doch noch zu warten! Belieben Sie hier herein zu kommen, hier ist mein Privatkontor. Es wird gewissermaßen schon seine Richtigkeit haben. Ich war nur etwas verwirrt, es kam so plötzlich."

Wenn man von einem Menschen etwas haben will, ist es unpraktisch, mit ihm zu grollen. Denn man muß mit ihm reden; und wenn man mit ihm beleidigt ist, kann man nicht mit ihm reden.

Tante Therese wünschte von ihrem Neffen, daß er ihr Berlin zeigen solle; und deshalb saß sie fünf Minuten später in dem kleinen halbdunklen Privatkontor auf dem roten Sofa und neben ihr saß Minchen. Sie hatte den Mund noch nicht aufgemacht, sie schaute auf den Fußboden und bohrte ihren Sonnenschirm in den Axminsterteppich. Auch schnupperte sie mit der Nase in der Luft herum. Wie interessant und geheimnisvoll es in einer Apotheke roch!

Dietrich Overweg hatte die Glastür geschlossen. Er saß in seinem Schreibsessel, hörte aufmerksam zu, was ihm die neue Tante erzählte und ließ sich zuerst von ihr die Verwandtschaft erklären. Allmählich kamen ihm Erinnerungen. Von einem Großoheim war in seinem Elternhause öfters die Rede gewesen, von einem Bruder des Großvaters, Balthasar, der nach Amerika ausgewandert war. Er konnte sich dieses Großoheims noch gut erinnern. In der Familie hatte man ihn niemals sonderlich ästimiert. Gleichwohl war die böse Nachrede, die zu verbreiten die zärtliche Verwandtschaft sich redlich bemüht hatte, einer Legendenbildung nicht hinderlich gewesen, die in entgegengesetzter Richtung arbeitete. Nach dieser Legende war der Uhrmacher Balthasar Overweg ein Mann gewesen, der sein Handwerk verstand, wie kein zweiter. Und zugleich ein so gewitzigter und verschlagener Kaufmann, daß er alle Yankees in den Sack steckte. Man war gewiß, daß er nach zehn, zwanzig Jahren als ein schwerreicher Mann zurückkehren würde, und da er, was ebenso gewiß war, seine lieben Verwandten mehr schätzte, als alle anderen Menschen, würde er nicht ruhen, bis er seine Millionen restlos unter sie aufgeteilt hätte.

Oft genug hatte Dietrich Overweg im Elternhaus vom Oheim Balthasar gehört, von der Mutter in gläubiger Hoffnung, die keinen Zweifel aufkommen ließ, vom Vater mit leichter Ironie, in der doch als Unterton die Bitte schwang: wie schön, wenn es wahr wäre! Jedem Wunsche, der dem Knaben bei dem kleinen Lehrergehalt nicht hatte erfüllt werden können, war die Verheißung geworden: wenn Onkel Balthasar aus Amerika kommt, sollst du alles bekommen!

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsabend im polnischen Bauernhofe.

Von Wladyslaw Reymont †. *)

Das Dorf verschwand in der grauen, mit Schnee erfüllten Dämmerung, als wäre es zerronnen, so daß man weder Häuser, Zäune noch Gärten sah; nur die kleinen Lichter allein glimmten scharf und dichter als gewöhnlich, denn überall bereitete man sich zum Weihnachtsmahl.

In der Hütte, beim Reichen ebenso wie beim Kätner und auch bei den Ärmsten der Armen schmückte man sich und wartete feierlich und überall stellte man in die Stubenecke nach Osten zu eine Getreidegarbe, bedeckte die Bänke oder Tische mit gebleichtem Linnen, unter das man Heu gebreitet hatte, und spähte durch die Fenster nach dem ersten Stern.

Sie waren nicht gleich bei Anbruch des Abends sichtbar, wie das sonst gewöhnlich bei Frostwetter ist, denn als die letzten Abendgluten vollständig erloschen waren, fing der Himmel an, sich wie in bläulichen Dunst einzuspinnen und verschwand dann ganz in Grau.

Fine und Witek waren schon tüchtig durchfroren, denn sie standen Wachtposten vor der Galerie, als sie endlich den ersten Stern erblickten.

„Er ist da! Er ist da!" schrie Witek auf einmal los. Darauf sah Boryna hinaus, dann die anderen und zuletzt auch Rochus.

Natürlich war er es. Gerade im Osten waren die grauen Wolkenvorhänge wie durchgerissen, und aus den dunkelblauen Gründen tauchte ein Stern auf und schien zusehends zu wachsen; er kam näher, sprühte Licht, leuchtete immer schärfer und schien immer näher, bis Rochus auf dem Schnee niederkniete und nach ihm die anderen.

---

*) **Anmerkung:** Die vorliegende Erzählung wurde dem weltberühmten Roman des vor wenigen Wochen verstorbenen polnischen Nobelpreisträgers, „*Die Bauern*", entnommen, der bereits viele Jahre vor dem Kriege in dem bekannten Verlage von *Eugen Diederichs* in *Jena* in einer vierbändigen Übersetzung erschienen ist. Diese ausgezeichnete Übersetzung, deren besondere Schwierigkeiten darin liegen, daß Reymont sein Bauern-Epos in Dialektform geschrieben hat, wurde von *d'Ardeschah* in musterhafter Weise geleitet. Dem verstorbenen Dichter wurde noch *in den letzten Stunden seines Lebens* die Freude zuteil, daß ihm sein Mitarbeiter d'Ardeschah eine gleichfalls bei Eugen Diederichs verlegte *Dünndruckausgabe* des Werkes vorlegte, die der Verlag in einer *einbändigen verkürzten Ausgabe* den weitesten Kreisen des deutschen Sprachgebietes zugänglich macht.

Dieser Hinweis gibt uns gleichzeitig Gelegenheit, daran zu erinnern, daß es nach dem Genius und der Arbeit Wladyslaw Reymonts vor allem dem genannten *deutschen* Verlag und seinem *deutschen* Übersetzer zu danken ist, daß der polnische Dichter mit dem Nobelpreis gekrönt wurde. Das mutige Unternehmen, ein so umfangreiches Epos des jenseits der Grenzen des polnischen Sprachgebiets damals noch unbekanten Dichters zu verlegen, gab *allein* der internationalen Literaturwissenschaft die Möglichkeit, in der *deutschen*, d. h. in der internationalen Sprache der Wissenschaft, die „Chłopcy" Reymonts kennenzulernen und schätzen zu dürfen. So hat dieses Werk, das dem Dichter den Nobelpreis eintrug, dem Preiskomitee auch in seiner deutschen Übersetzung vorgelegen. Seither wurde es in fast allen Sprachen der Welt, selbst in der japanischen, verlegt.

„Das ist der Stern der drei Könige, der Stern von Bethlehem, bei dessen Scheine unser Herr geboren wurde; möge sein heiliger Name gelobt sein!"

Sie wiederholten fromm seine Worte und starrten mit den Augen auf das ferne Leuchten, auf diesen Zeugen des Wunders, in dieses sichtbare Zeichen des göttlichen Erbarmens für die Welt.

Ihre Herzen begannen voll inniger Dankbarkeit, voll heißen Glaubens und voll Zuversicht zu schlagen und nahmen dieses reine Licht in sich auf wie das heilige Feuer.

Und der Stern wurde größer und schwebte schon wie eine feurige Kugel. Blaue Lichtstreifen gingen von ihm aus wie Speichen eines heiligen Rades, glitzerten über die Schneemassen dahin und zerrissen mit ihren Strahlen das Dunkel und ihm folgend wie getreue Diener ragten vom Himmel, zu einem undurchdringlichen Schwarm gehäuft, andere hervor, sodaß der Himmel wie mit Lichttau bedeckt war und sich über die Welt breitete wie ein blaues mit silbernen Nägeln beschlagenes Tuch.

„Es ist Zeit zum Abendbrot, da das Wort Fleisch geworden ist!" sagte Rochus.

Sie traten ins Haus und besetzten sogleich die hohe, lange Bank. Zuerst setzte sich Boryna, dann die Frau des Dominik mit ihren Söhnen, Rochus in der Mitte, der Peter, Witek neben Fine, und nur Agnes nahm kaum auf einen Augenblick Platz, da sie ans Auftragen und Zulegen der Speisen denken mußte.

Eine feierliche Stille legte sich über die Stube.

Boryna bekreuzte sich und verteilte die Oblate unter alle. Sie aßen sie mit Ehrfurcht, als wäre es das Brot des Herrn.

„Christus ist in jener Stunde geboren, so will jedes Geschöpf sich mit diesem heiligen Brot laben!" sagte Rochus.

Und obgleich sie Hunger hatten, denn den ganzen Tag waren sie ja bei trockenem Brot geblieben, aßen sie doch langsam und würdevoll.

Zuerst gab es saure Rübensuppe, mit Pilzen und ganzen Kartoffeln zusammengekocht, und dann kamen in Mehl gerollte und in Hanföl gebratene Heringe, später wieder Weizenklöße mit Mohn, und dann kam Kraut mit Pilzen, auch mit Öl abgemacht, und zuletzt gar trug Agnes einen wahren Leckerbissen auf, nämlich Kuchen aus Buchweizenmehl, mit Honig eingerührt und in Mohnöl gebraten. Und sie aßen zu dem allem gewöhnliches Brot dazu; denn weder Kuchen noch Stollen, die mit Milch und Butter angerührt waren, durfte man an diesem Tage essen.

Sie speisten lange, und selten, daß einer irgendein Wort sagte, so daß nur das Schaben der Löffel gegen die Ränder der Schüsseln und das Schmatzen der Lippen zu hören waren. Es wurde in der Stube still, warm, gemütlich, andachtsvoll und so feierlich, als läge das heilige Jesuskindlein zwischen ihnen.

Ein gewaltiges, ständig genährtes Feuer knatterte lustig auf dem Herd und erhellte die ganze Stube, daß die Gläser der Heiligenbilder schimmerten und die zugefrorenen Scheiben rot blinkten. Und sie saßen jetzt nebeneinander auf der Bank vor dem Feuer und besprachen sich leise und ernst.

Dann kochte Agnes Kaffee, den sie sich reichlich süßten und langsam tranken.

Bis Rochus ein Buch unter dem Rocke hervorzog, das mit einem Rosenkranz umwickelt war, und daraus mit leiser, tiefgerührter Stimme zu lesen begann:

„Im Judäischen Lande in Bethlehem, der nicht sehr ärmlichen Stadt, wurde der Herr in Armut geboren, auf Heu, im elenden Stall, zwischen armseligem Vieh, das ihm in dieser stillen, frohen Nacht verbrüdert war . . ."

Lange las er diese Erzählung, und seine Stimme steigerte sich, wurde zum Beten und ging fast in ein Singen über, so daß es war, als ob er die heilige Litanei vorbetete; und alle saßen in andächtigem Schweigen, in der Stille ihrer lauschenden Herzen, im Beben ihrer wundergeblendeten Seelen und im lautersten Erfühlen der Gnade des Herrn, die dem Volke geschenkt wurde.

Und Rochus las immerzu, bis Fine über das schlimme Los des Herrn bitterlich zu weinen anfing, und auch Agnes, die das Gesicht in die Hände gestützt hatte, weinte, daß ihr die Tränen durch die Finger rannen.

„Selbst eine kleine Wiege hat das arme Ding nicht gehabt!"

„Ein Wunder, daß es nicht erfroren ist!"

„Und daß der Herr Jesus so viel erleiden wollte!" sprachen sie überlegend, als er geendet hatte; und Rochus antwortete ihnen darauf:

„Weil er nur durch sein Opfer und sein Leiden das Volk erretten konnte, und wenn das nicht gewesen wäre, hätte der Böse schon ganz über die Welt regiert und die Seelen für sich genommen."

„Witek, zünde die Laterne an, wir werden zu den Kühen gehen. In dieser Weihnachtsnacht versteht auch das Vieh die Menschensprache und kann reden, da doch der Herr unter ihnen geboren wurde; wenn da einer, der ohne Sünde ist, sie anredet, dem werden sie mit Menschenstimme Bescheid geben; heute sind sie den Menschen gleich und fühlen gemeinschaftlich mit ihnen, da muß man auch die Oblate mit ihnen teilen . . ."

Sie begaben sich alle nach dem Kuhstall, voraus Witek mit dem Licht.

Die Kühe lagen in einer Reihe nebeneinander und käuten wieder, langsam schmatzend; aber beim Lichtschein und beim Klang der Stimmen fingen sie an aufzuschnaufen, sich schwerfällig zum Aufstehen zu bereiten und die schweren, großen Köpfe zu wenden.

„Du bist die Hausfrau, Agnes, und dein Recht ist es, die Oblate unter alle zu verteilen. Sie werden dir besser gedeihen und nicht krank werden; morgen früh aber darf man sie nicht melken, abends erst, sonst würden sie die Milch verlieren."

Agnes brach die Oblate in fünf Teile, und sich zu jeder Kuh niederbückend, machte sie das Zeichen des heiligen Kreuzes auf die Stirnen zwischen den Hörnern und steckte dann die Oblatenstücke in die Mäuler, auf die breiten rauhen Zungen.

„Und den Pferden werdet ihr nichts geben?" fragte Fine.

„Sie waren nicht um jene Zeit bei der Geburt, deshalb darf man nicht."

Sie kehrten in die Stube zurück, und Rochus sprach:

„Jedes Geschöpf, jeder Grashalm, selbst der winzigste, das geringste Steinchen, selbst der kaum sichtbare Stern, alles fühlt heute, alles weiß daß der Herr geboren ward."

Und lange, lange sprach er so, daß selbst der Priester auf der Kanzel es nicht besser gekonnt hätte.

Inzwischen aber rief Witek, tief bewegt über die Worte, daß in dieser Nacht die Kühe Menschenstimmen annehmen, leise Fine heraus, und sie gingen beide hinaus.

Sie huschten in den Stall zu den Kühen hinein. Sie knieten vor der größten nieder, gleichsam als der Mutter des ganzen Kuhstalls; der Atem ging ihnen aus, ihre Herzen waren voll von heiliger Angst, aber in ihnen war herzliche Zuversicht und fester Glaube; denn Witek beugte sich bis ans Ohr der Kuh vor und flüsterte bebend:

„Grauchen, Grauchen! . . ."

Sie antwortete mit keinem einzigen Wort, schnaufte und kaute, bewegte das Maul und schleckte mit der Zunge.

„Es ist ihr wohl was geschehen, daß sie nicht antwortet."

Sie knieten bei der zweiten nieder, und wieder fragte Witek, aber schon fast mit Weinen:

„Schecke, Schecke . . ."

Beide drängten sie sich an ihr Maul und horchten mit erstorbenem Atem, hörten jedoch nichts, kein Wort, gar nichts . .

„Gewiß sind wir sündig, also werden wir nichts hören; nur Sündefreien antworten sie, und wir sind sündig . . ."

„Es ist wahr, Fine, es ist wahr: Sündige sind wir, Sündige . . . Mein Jesus, es ist wirklich wahr . . . dem Bauer habe ich Spagat genommen . . . und auch noch den alten Riemen . . ."

Er konnte nicht weiter reden, ein Weinen kam über ihn, Reue und Bewußtsein der Schuld, und Fine weinte auch mit. So weinten sie gemeinsam und konnten sich nicht beruhigen, bis sie beide einander alle ihre Verschuldungen und Sünden ausgeplaudert hatten . . .

Aber in der Stube merkte niemand ihre Abwesenheit; man sang dort jetzt fromme Lieder, da es vor Mitternacht nicht an der Zeit war, Weihnachtslieder anzustimmen.

Eine niederdeutsche Christuslegende.

Eine Geschichte vom Heiland und Petrus, die so recht die urwüchsige Auffassung des Volkes, wie sie auch aus den alten Holzschnitzereien uns entgegentritt, veranschaulicht, wird aus dem Volksmund im neuesten Heft der Monatsschrift „Die Heimat" mitgeteilt. Die Legende stammt, wie sie noch heute erzählt wird, aus der Umgegend der Stadt Calcar im Kreis Cleve: „Eines Tages kam der Herr mit St. Petrus auf seiner Wanderschaft nach Kneppeln; in dem ersten großen Bauernhause unmittelbar vor dem Dorfe kehrten sie ein und fragten um ein Nachtlager in der Scheune. Der Bauer, ein rechter Gradaus, sagte: „Ja, ja! Das ist schon gut, aber so kräftige Leute, wie ihr seid, können auch die Kost verdienen. Ihr könnt sogar die ganze Woche hier bleiben; dagegen müßt ihr für Essen und Schlafen mitdreschen helfen!" St. Petrus schaute den Herrn von der Seite mit einem eigentümlichen Blicke an, denn das Dreschen gefiel ihm gar nicht; der Herr aber ging ruhig auf das Verlangen des Bauern ein. Nach einem kräftigen Abendessen führte der Bauer die beiden in die Zelle, worin ein Bett stand, und sagte: „So, da sollt ihr schlafen! Morgen früh

müßt ihr auf der Dähl sein zum Dreschen!“ — Beide lagen in einem Bett, Petrus vorn. Vor dem Einschlafen sagte Petrus noch: „Es ist nur gut, daß wir Winter haben, denn dieses Dorf ist im Sommer verrufen wegen der Insekten.“ Danach waren beide bald eingeschlafen. Am andern Morgen, etwas nach 2 Uhr, wird Petrus plötzlich geweckt von einem furchtbaren Lärmen und Poltern. Der Bauer steht vor dem Bette mit einer Peitsche und schimpft über die Langschläfer. Zugleich haut er dem Petrus gehörig eine drüber, weil er, vorn liegend, auch zuerst hätte aufstehen müssen. Natürlich springen sie jetzt rasch heraus und helfen dreschen. Die Arbeit ging auffallend rasch vonstatten. Alle Arbeiter waren fleißig und guter Dinge, so daß wohl dreimal soviel gedroschen wurde, als an anderen Tagen. Des freute sich schmunzelnd der Bauer. Der Tag schwerer Arbeit brachte Müdigkeit und Schlaf mit sich. Abends wünschte St. Peter, der Herr möchte vorn schlafen; „denn,“ sagte er, „so einem groben Bauern ist nicht zu trauen, und ich mag nicht immer die Hiebe haben.“ Der Herr in seiner ruhigen, stillen Weise erfüllte des Petrus Wunsch. Am andern Morgen um 2 Uhr steht wieder der Bauer lärmend am Bett. „Immer sich verschlafen!“ schreit er. „Ihr seid doch rechte Faulenzer. Wer ist schuld daran. Gestern habe ich den Vordersten geprügelt. Das scheint nichts zu nützen. Jetzt will ich den Hintermann zeichnen, weil er seinen Kameraden nicht heraustreibt!“ Und damit schlug er wieder auf den armen Petrus los, der sich krümmte vor Schmerz und Verdruß. Im Verlauf des Tages beschwor Petrus den Herrn, sie möchten doch weiterziehen, denn ein solches Leben sei nicht auszuhalten: des Tags über schwere Arbeit und noch jeden Morgen Prügel, das möge ein anderer ertragen! Beide gingen nun nachmittags fort nach Udosheim, Petrus mehr und mehr überzeugt von der Wahrheit, daß diese Welt nichts ist als ein Jammertal und das Leben nichts als Kreuz und Leiden.“

B.

„Stille Nacht, Heilige Nacht!“

Die Entstehung des Liedes.

Dies wunderbarste aller Weihnachtslieder, dessen einschmeichelnde, graziöse und doch so gewaltige Melodie man lange Zeit Joseph Haydn zuschrieb, ist im Dezember des Jahres 1818, also vor genau 107 Jahren, in Oberndorf (Österreich) entstanden. einem kleinen Dörfchen an der Salzach. Dort lebte der Hilfspfarrer Joseph Mohr, der Sohn eines Musketiers aus Salzburg, wo er am 11. Dezember 1792 geboren wurde. Trotz der ärmlichen Verhältnisse, in denen seine Eltern lebten, ermöglichten sie ihm doch das Studium. Im Jahre 1815 bekam er die erste Hilfspfarrstelle, ein Jahr darauf wurde er Prediger in Mariapfarr und 1817 endlich finden wir ihn in Oberndorf, und dann ging's von einem Ort zum anderen, überall hatte er ein Jahr lang die Hilfspfarrstelle inne, bis er schließlich 1823 in Hintersee landete, wo er zehn Jahre blieb. 1848 starb er arm, wie er auf die Welt gekommen, arm und unbekannt und auch heute noch unberühmt, denn die wenigsten wissen, von wem Text und Melodie des Liedes stammen, das alljährlich von Millionen froher Menschen gesungen wird.

In Oberndorf lernte Josef Mohr einen Lehrer namens Franz Gruber kennen, mit dem er sich anfreundete. Eines Tages, am 23. Dezember 1818, beschlossen sie, ein Weihnachtslied zu dichten, um es am Heiligen Abend in der Kirche von Oberndorf singen zu lassen. Mohr schrieb den Text, Gruber komponierte die Melodie, alles ging sehr rasch. Das Lied machte auf die Gemeinde großen Eindruck, man schrieb sich den Text ab, aber die beiden Verfasser dachten nicht daran, etwa Kapital daraus zu schlagen. Und vielleicht wäre das Lied ganz vergessen worden, wenn nicht ein Organist aus Dresden es 1832 auf der Leipziger Messe von einem reisenden Handwerksburschen bekommen hätte. Es gefiel ihm so, daß er es in Dresden beim Weihnachtskonzert vor dem gesamten Hof vortragen ließ. Seitdem kennt und singt die ganze Welt das Lied.

Viele Jahrzehnte wußte man nicht, von wem es sei. Manche glaubten an Haydn, andere an Beethoven als Komponisten. Den Textdichter ahnte man überhaupt nicht. Erst 1854, sechs Jahre nach Mohrs Tode, stellte man Nachforschungen an und fand den damals sechzigjährigen Franz Gruber in Hallein an der Salzach. Er gab genaue Auskunft. Und so weiß man heute, wer uns das Lied, besonders aber wer uns die Melodie geschenkt hat, die uns, trotzdem man sie schon so oft gehört und gesungen hat, jedes Jahr immer wieder ergreift und die Tränen in die Augen treibt. Ein Beweis, wie gut der Komponist den echten Ton getroffen hat, aus dem wahre Volkslieder gezimmert sein müssen, wenn sie die Jahrhunderte überdauern sollen.

Humor im Mahnverfahren.

(Nachdruck verboten.)

Es wird heute bekanntlich im Geschäftsleben so viel „gepumpt“, daß selbst den nachsichtigsten Gläubigern „der Humor ausgehen kann“. Von dieser Stimmung geleitet, entstehen dann jene ominösen Mahnbriefe, die niemand gern fortschickt und noch weniger gern empfangen möchte. Die seit anno dazumal in diesen Briefen feststehenden Satzwendungen, wie z. B.: „Bei Durchsicht meiner Bücher . . .“, „auf Ihrem werten Konto stehen noch offen . . .“, „ich erwarte nunmehr umgehende Begleichung . . .“ u. ä., sind so abgedroschen, daß sie gar nicht gelesen, sondern höchstens überflogen werden. Der Amerikaner, der ja ein Meister jeglicher Art der Reklame ist, stellt seine Werbekunst auch in den Dienst des Geldeintreibens. Seinen Humor läßt er dabei gleichfalls nicht außer Acht. In einer in Neuyork erschienenen Sammlung von Geschäftsbriefen findet sich eine Anzahl von Mahnschreiben abgedruckt, die den sanften Rippenstoß des Mahnens mit einem Druck auf die Lachmuskeln in sehr origineller Weise zu verbinden weiß. Als Probe dieses amerikanischen Mahnhumors möchten wir folgendes an einen säumigen Zahler gerichtetes Schreiben anführen:

Herrn
James Rawley
Leeds.

Verehrtester!
In der Kürze liegt die Würze!

Da auch wir diesem Grundsatz huldigen und nicht daran zweifeln, daß Sie ein vielbeschäftigter Mann sind, der keine Zeit hat, lange Briefe zu lesen, so wollen wir
mit
einem
Satze
zur
Sache
kommen.
Wie wär's, wenn Sie noch heute einen Scheck schickten?

Ihre geduldigen
Fred Walles & Co.
Perlmutterknöpfe-Engros-Export.

Ein deutscher Geschäftsmann hat sich einmal noch kürzer gefaßt, indem er eine Bibelstelle zitierte, die den Schuldner ermahnt, seinen Verpflichtungen pünktlich nachzukommen. Da aber nicht jeder Schuldner gleich das Buch der Bücher zur Hand hat, und auch nicht so bibelfest ist, um die Bedeutung im Kopf zu haben, so empfiehlt sich doch mehr das amerikanische Mahnverfahren.

Bunte Chronik

* **Wie die Frau einkauft.** Einem Sammelreferat über moderne Reklamepsychologie in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ entnehmen wir folgende Blütenlese über die Frau als Käuferin: Ein Mann gibt einen Dollar für einen 50 Cent-Artikel, den er braucht, und eine Frau 49 Cent für einen 50 Cent-Artikel, den sie nicht braucht. — Die der Frau nachgesagte Sparsamkeit ist zumeist keine tatsächliche. Die Eitelkeit der Frau wird auch in mißlichen Verhältnissen leichter als der Mann fortlaufend etwas für solche Dinge ausgeben, die nicht direkt zum Leben nötig sind. — Das Weib ist kleinlicher als der Mann, scheinbar schwerer zu befriedigen, kauft zwar nicht immer mit dem Gefühle, aber doch zum mindesten für das Gefühl berechnet. — Das Warenhauswesen hätte kaum die gleiche Entwicklung genommen, wenn die Frau ebenso denken würde wie der Mann, der das Einkaufen als eine lästige Angelegenheit betrachtet, wogegen der Frau das Abgehen der Läden gar noch ein angenehmer Zeitvertreib ist. — Der Frau dürfen bedeutend ausführlichere, ins einzelne gehende Anzeigen zugemutet werden, die sie mit Aufmerksamkeit liest, um vorteilhafte Einkäufe ausfindig zu machen. Die langen Zeitungsanzeigen über Gelegenheitskäufe, die ein trockenes Warenverzeichnis mit Preisangaben enthalten, sind, wie schon der Inhalt angibt, zumeist auf Frauen gemünzt.

*

* **200 000 Dollar für eine Loge.** Die Metropolitan Opera in Neuyork hat dem Präsidenten der General Banking Co. die Loge 4 für den Abonnementspreis von 200 000 Dollar überlassen. Dies ist der höchste Preis, der je für die Abonnierung einer Loge bezahlt worden ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.